

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



Liberales
Christsein

Oder: Was wollte
Jesus eigentlich?

(mit Index 2022)

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

Liberales Christsein

Oder: Was wollte
Jesus eigentlich?

(mit Index 2022)

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

LIBERALES CHRISTSEIN

Inhalt

Wort des Schriftleiters	57
Kurt Bangert: Warum ich ein liberaler Christ bin ... Oder: Was wollte Jesus eigentlich?	58
Wolfram Zoller: Es schlägt einem fast Verstand und Sprache: Überlegungen zum ersten Foto des James- Webb-Teleskops	71
IPPC-Bericht dramatisch	74
Gotthold Rhode: Die Ukrainer und ihr Streben nach Unabhängigkeit	75
Buchbesprechung	81
Informationen	84
Termine	84
Zum 400. Geburtstag von Blaise Pascal	III

Bezugspreis und Mitgliedschaft

Das Jahresabonnement dieser Zeitschrift beträgt 22 € (Einzelhefte 3,70 €). Die Mitgliedschaft im Bund für Freies Christentum beträgt 45 € p.a. und beinhaltet die Zeitschrift und den Jahresband.

Präsident des Bundes

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung und Geschäftsstelle

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672 (vormittags)
Fax 0711 / 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de
Website: www.bund-freies-christentum.de

Schriftleitung und Layout

Kurt Bangert
Mondorfstraße 99
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Wolfram Zoller, OStR i.R.
Ulrich-von-Hutten-Straße 61
70825 Korntal-Münchingen

Gotthold Rhode (verstorben)

Druck:

P&K Print Solutions GmbH & Co. KG
Julius-Hölder-Str. 30
70597 Stuttgart

Wort des Schriftleiters

LIBERALES CHRISTSEIN

Christsein hat im Wesentlichen – das besagt schon der Name – mit Jesus Christus und seiner Botschaft zu tun. Jesus, der Christus, ist Fundament und Leitstern christlichen Glaubens und Lebens. Die Frage ist: Orientieren wir Christen uns eher an der kirchlichen Botschaft von und über diesen Christus – oder richten wir uns eher an der von Jesus selbst verkündigten Botschaft aus? Dieser wichtigen Frage gehe ich in meinem Beitrag nach. Für mich ist die Antwort auf diese Frage von essenzieller Bedeutung gerade für ein *liberales* Christentum. Mein Beitrag sucht auch die Frage zu beantworten, was der historische Jesus wirklich wollte, predigte und wofür er lebte und starb.

Ein anderes Thema, das für ein liberales Christentum wesentlich ist, ist die Frage nach Gott und welche Bedeutung der Gottesbegriff heute noch für unser christliches Leben und Denken hat. Dieser Frage geht Wolfram Zoller in seinem kurzen, aber schwergewichtigen Beitrag nach, wenn er sich – vordergründig – mit dem ersten veröffentlichten Bild des neuen James-Webb-Weltraumteleskops befasst, um dies dann zum Anlass zu nehmen, sich unter Rückgriff auf Immanuel Kant der

Gottesfrage zu stellen. Zoller zufolge fällt uns angesichts des schier unermesslichen Universums „die Idee eines von seinem Werk unabhängigen, absolut gesetzten Schöpfer- und Herrsbergottes, wie von den Kirchen gelehrt, immer schwerer und erscheint vielen unter uns nur noch als eine kindlich-fromme Phantasie ohne Realitätsbasis“. Dennoch gelingt es Zoller, diesen vermeintlichen Gottesverlust für unseren Glauben fruchtbar zu machen.

Dies gibt mir Gelegenheit, unserem inzwischen in die Jahre gekommenen, langjährigen Bundesmitglied und häufigen Autoren dieses Heftes, Wolfram Zoller, meine allergrößte Hochachtung zu zollen, weil der 93-Jährige trotz seines fortgeschrittenen Alters und seiner zunehmenden Gebrechlichkeit immer noch auf höchstem Niveau zu denken und zu schreiben vermag, wie sein Beitrag in diesem Heft einmal mehr beweist. Zoller hat sich zudem dadurch verdient gemacht, dass er seit vielen Jahren den Index dieser Zeitschrift erstellt, der – einem Lapsus des Schriftleiters geschuldet – erst in diesem Heft veröffentlicht wird. Lieber Herr Zoller, bleiben Sie noch lange gesund! □ Kurt Bangert

Warum ich ein liberaler Christ bin ...

Oder: Was wollte Jesus eigentlich? // Kurt Bangert

Ein liberales Christentum hat – wie es eigentlich für jedes Christentum gelten sollte – seinen Ausgangspunkt und sein Fundament in der Person und im Wirken von Jesus von Nazareth. Sein Leben, sein Sterben und vor allem seine Botschaft vom Reich Gottes sind die Grundlage der christlichen Religion und gerade auch des liberalen christlichen Glaubens.

Dabei unterscheidet sich das liberale Christentum deutlich von einem traditionellen, orthodoxen Christentum durch mehrere Voraussetzungen, die hier kurz erwähnt werden sollen.

1. Voraussetzungen eines liberalen Christentums

1. Ein liberales Christentum akzeptiert – mit Luther – das „allgemeine Priestertum“ oder die Autonomie des einzelnen Gläubigen, der sich nicht blind an die kirchliche Tradition gebunden weiß (Heteronomie), sondern sich – neben dem Wort der Schrift – seines eigenen Gewissens und seiner eigenen Vernunft bedient, um sich der christlichen Wahrheit zu nähern.

2. Ein liberales Christentum akzeptiert auch die Erkenntnisse der

modernen – nunmehr auf eine rund 200-jährige Praxis zurückblickenden – Bibelwissenschaft, die historisch-kritische Methoden anwendet, um die biblischen Texte (insbesondere auch die von Jesus berichtenden neutestamentlichen Schriften) in ihrem historischen Kontext und in ihrem Entstehungshorizont zu verstehen und für die moderne Zeit fruchtbar zu machen.

3. Ein liberales Christentum anerkennt die Dichotomie (= Zweiteilung) von Theologie und Naturwissenschaften. Dabei wird den Naturwissenschaften die Vorherrschaft für naturwissenschaftliche Erkenntnisse eingeräumt, insofern sie das Ziel verfolgen, in ihren jeweiligen Spezialisierungen einen empirischen Zugang zur Wirklichkeit zu gewinnen. Die christliche Theologie beansprucht hingegen, das große

Ganze der Wirklichkeit aus der Perspektive der jesuanischen Botschaft zu deuten und zu bewerten.

4. Ein liberales Christentum pflegt auch ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein und geht davon aus, dass ein Phänomen am besten dadurch verstanden wird, dass man seine Entstehungsgeschichte nachzeichnet. Das gilt in Bezug auf das Christentum vor allem für die christlichen Lehren und Dogmen, die alle eine Entstehungsgeschichte haben, die zu kennen unabdingbar ist, um diese Lehren und Dogmen aus heutiger Sicht einordnen und bewerten zu können. Die Einsicht in den geschichtlichen Entstehungszusammenhang führt zwangsläufig zur Relativierung solcher Lehren, die nicht mehr als monolithische, unverrückbare und allzeit gültige Dogmen angesehen, sondern als historisch kontextualisierte Erscheinungen begriffen werden, die ihre vormaligen Wahrheiten zu verlieren drohen, sofern sie nicht in die heutige Zeit übersetzt werden.

5. Ein liberales Christentum befließt sich zu unterscheiden zwischen – einerseits – dem traditionellen Christentum, wie es sich über zweitausend Jahre durch Kirchenväter, Konzilien und Konstrukte christlicher Theologien entwickelte, und – andererseits – einem originären Christentum, wie es sich eng an der Person, dem Wirken und der Botschaft Jesu orientiert. Dabei darf die traditionelle, kirchliche Lehre

nicht zum Maßstab dessen gemacht werden, was Jesus angeblich gesagt, getan und gepredigt haben soll. Vielmehr muss das, was Jesus gesagt, getan und gepredigt hat, zum Maßstab erhoben werden für das, was heute christliche Verkündigung zu sein hat.

Aus den letzten beiden Punkten ergibt sich beispielsweise, dass die traditionellen Hoheitstitel, die Jesus nach seinem Tod zugeschrieben wurden (wie Gottessohn, Erlöser, Herr, Heiland und Gott etc.) als spätere kirchlich-theologische Überhöhungen zu verstehen sind, die nicht zwangsläufig aus dem Wirken Jesu folgten.¹ Diese Überhöhungen sind teilweise dadurch zu erklären, dass die Nachfolger Jesu die Botschaft ihres Meisters für ganz neue Kulturkreise – insbesondere die griechischen und römischen Gesellschaften – verständlich machen wollten. Richtig ist freilich: Wann immer wir eine in einem bestimmten Kulturkreis entstandene Weltanschauung für andere Kulturen annehmbar machen wollen, kann dies nur durch entsprechende Anpassungen, Um-

1 Als Ausnahme könnte hier „Herr“ genannt werden, denn Jesus wurde offenbar zu seinen Lebzeiten mit „Rabbi“ angeredet, was so viel wie „Herr“, „Meister“, „Großer“ bedeutet. Andererseits wurde die Anrufung „Herr“ mit dem alttestamentlichen Gottesnamen „Jahweh“ verknüpft, der – ins Griechische übersetzt – zu „Herr“ (*kyrios*) wurde (vgl. etwa Joh 20,28; 1Kor 12,3). Letzteres ist eher als eine dogmatische Überhöhung zu begreifen.

wandlungen und Neukontextualisierungen geschehen. Das bedeutet aber zugleich auch, dass derartige Neuanpassungen von wieder anderen Kulturkreisen und anderen Zeitaltern ebenfalls als obsolet, vorgestrig und überholt empfunden werden können. Weitere Anpassungen und Transformationen werden also nötig sein, um die „alten Wahrheiten“ zu „bewahren“ (Wortspiel intendiert).

2. Die Wiederentdeckung der Botschaft Jesu

Einem liberalen Christentum geht es also in erster Linie um die Wiederentdeckung der von Jesus selbst beabsichtigten und verkündigten Botschaft – ungeachtet der späteren christologischen und theologischen Überhöhungen. Es geht letztlich um Fragen wie: Wer war Jesus? Welches waren seine Intentionen? Welches war seine Botschaft? Was beabsichtigte er mit seiner Botschaft? Und wie können wir seine Botschaft für die heutige Zeit fruchtbar machen?

Dabei muss hier sogleich ein mögliches Missverständnis ausgeräumt werden. Gerade die sog. Leben-Jesu-Forschung hegte lange Zeit die Hoffnung, durch historisch-kritische Untersuchungen herausfinden zu können, wer der „historische Jesus“ tatsächlich war, um dann diesen historischen Jesus zu einem neuen, modernen Fundament des christlichen Glaubens machen zu können. Diese Hoffnung wurde jedoch von

der Bibelwissenschaft selbst ad absurdum geführt. Denn es zeigte sich: Wir können von der Person und dem Wirken Jesu nur schemenhafte Umrisse erkennen; und selbst das, was das Neue Testament über Jesus berichtet, wurde bereits vom nachösterlichen Glauben der ersten Christen durchdrungen, transformiert und theologisch überhöht.

Es ist darum zu unterscheiden zwischen dem, was man „historische Faktizität“ nennen kann, und dem, was man als „theologische Sinndeutung“ bezeichnen könnte. Der „historische Jesus“ begegnet uns nicht als jemand, der uns Menschen des 21. Jahrhunderts sofort zugänglich und verständlich wäre. Vielmehr müssen wir uns den „garsichtigen, breiten Graben“ (von dem Lessing sprach) von zwei Jahrtausenden eingestehen, der sich zwischen uns und Jesus befindet und der ein unmittelbares Verstehen erschwert. Jesus spricht nicht direkt zu uns. Er spricht nur dann zu uns, wenn wir ihn in seinem damaligen historischen Kulturzusammenhang begreifen und seine Botschaft – jenseits und trotz ihrer damaligen kulturellen Einbettung – für die heutige Zeit übersetzen und fruchtbar machen. Oder, um es mit Albert Schweitzer zu sagen: „Als ein Unbekannter und Namenloser kommt er zu uns, wie er am Gestade des Sees an jene Männer, die nicht wussten wer er war, herantrat. Er sagt dasselbe Wort: Du aber folge mir nach!

Und stellt uns vor die Aufgaben, die er in unserer Zeit lösen muss. Er gebietet. Und denjenigen, welche ihm gehorchen, Weisen und Unweisen, wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft an Frieden, Wirken, Kämpfen und Leiden erleben dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erfahren, wer er ist ...“²

Wenngleich wir die hier benannten Vorbehalte in Rechnung stellen müssen, können wir m.E. doch noch Beachtliches aus dem Neuen Testament über Jesus, seine Person, sein Wirken und seine Botschaft herauslesen, um daraus Leitlinien für unser heutiges Christsein abzuleiten. Das Neue Testament bietet uns dazu sehr viel überliefertes Material an, mittels dessen wir uns doch noch an Jesus herantasten können, um zu erkennen, wer er war, was er wollte und was er mit seiner Verkündigung beabsichtigte.

3. Der Inhalt der Botschaft Jesu vom Reich Gottes

Als gesichert darf etwa gelten, dass Jesus das „Gottesreich“ zum Zentrum seiner Botschaft machte. Es war das häufig wiederkehrende Thema seiner Reden und Gleichnisse. Als Jesus gefragt wurde: „Wann kommt das Reich Gottes?“, antwortete er: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Zeichen; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier! Oder: Da!

Denn sehet, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ (Lk 17,21) Für Jesus war das Gottesreich etwas, das sich darin erwies, dass die göttlichen Prinzipien überall dort Raum gewinnen, wo immer Menschen ihnen Raum zu geben bereit waren.

Doch was waren diese Prinzipien, diese Kennzeichen des Gottesreiches?

„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“, sagte Jesus (Mt 6,33). *Gerechtigkeit* war das vornehmste Merkmal dieser Gottesherrschaft. Paulus bestätigte das: „Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude“ (Röm 14,17) und „wisst ihr nicht, dass die Ungerechten das Reich Gottes nicht ererben werden. Täuscht euch nicht! Weder Unzüchtige noch Götzendiener noch Ehebrecher noch Lustknaben noch Knabenschänder noch Diebe noch Habgierige noch Trunkenbolde noch Lästerer noch Räuber werden das Reich Gottes ererben“ (1Kor 6,9 f.).

Jesus predigte Gerechtigkeit und Fairness. Gerechtigkeit hieß beispielsweise, auch den Benachteiligten und Zuspätgekommenen einen fairen Lohn zu zahlen, von dem sie leben konnten (Mt 20,1-16). An Gebühren, Zoll und Steuern sollte nur das erhoben werden, was gesetzlich vorgeschrieben und angemessen sei (Lk 3,13 f.). Mit dem Maßstab, mit dem wir gemessen zu werden wünschen, sollen wir auch andere mes-

² Albert Schweitzer, *Geschichte der Lebens-Jesu-Forschung*, Tübingen ⁶1951, S. 642.

sen (Lk 6,38). Frauen erfreuten sich bei Jesus großer Wertschätzung (Joh 4,5 ff.; Joh 8,1-11; Lk 8,2 f.). Und bei Streitfällen und Konflikten solle man sich möglichst friedlich einigen statt immer gleich vor Gericht zu ziehen (Lk 12,58 f.).

Frieden und Versöhnung waren für Jesus also auch wichtige „Reich-Gottes“-Themen. Sich mit seinem Bruder zu versöhnen sei wichtiger als religiöse Opfergaben zu bringen (Mt 5,23-26). Die Friedfertigen werden glücklich gepriesen. Und die Feinde solle man lieben lernen (Mt 5,44-48; Lk 6,27 u. 35).

Jesus predigte einen fairen Umgang miteinander. An oberster Stelle galt für ihn die *Goldene Regel*: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!“ (Mt 7,12) Die *Liebe* sei das höchste Gebot (Mt 22,37-40). Andere Menschen solle man nicht verfluchen (Mt 5,21 f.). Über andere solle man nicht vorschnell ein Urteil fällen oder sie gar verurteilen (Mt 7,1 f.). Insbesondere die Unschuldigen dürften nicht verurteilt, gefoltert oder gar hingerichtet werden (Mt 27,19-26; vgl. Lk 23,13-25).

Gemäß den Worten Jesu würden es die Reichen sehr schwer haben, ins Gottesreich einzugehen. Es sei leichter, dass ein „Kamel durch ein Nadelöhr“ gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes gelange (Mk 10,25), so lesen wir in der Luther-Bibel. Das hier erwähnte „Kamel“ (griech. *kámēlos*) dürfte eine

Verwechslung mit dem Wort für „Schiffstau“ (griech. *kámilos*) sein. „Eher geht ein Schiffstau durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Reich Gottes gelangt“, so dürfte die ursprüngliche Aussage Jesu gelautet haben. Das macht es für die Reichen schwer genug. Ein „Reicher“ war für Jesus geradezu das Sinnbild für gesellschaftliche Ungleichheit und Ungerechtigkeit, unter der gerade die Allerärmsten, Benachteiligten und Ausgegrenzten zu leiden hatten. Das Gottesreich im Sinne Jesu würde eine Gesellschaft sein, in der sich gerade die Reichen um Fairness und Gerechtigkeit bemühen und aus Solidarität von ihrem Reichtum abgeben. Das Reich Gottes sollte speziell den Armen gehören (Lk 6,20).

Auch den Kindern sprach Jesus das Reich Gottes zu. „Wenn ihr nicht ... werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ (Mt 18,3) Kinder sind offen und empfänglich für das Gute, sie haben einen inhärenten Sinn für Gerechtigkeit und müssen die Vorurteile und Diskriminierungen gegenüber Andersartigen und Ausländern erst noch von denen lernen, die sich solche Vorurteile zu eigen gemacht haben.

Für Jesus hatte das Reich Gottes sehr viel mit der *Heilung* von Kranken und der Hilfe für Blinde, Gehörlose, Behinderte und Ausgegrenzte zu tun (Mt 8,2 f.; vgl. auch Mt 20,30-34; Mk 10,51 f.). Jesus heilte, wo er konnte, ungeachtet des Standes, der Nationalität oder der Religion. Zum

Wesen des Reiches Gottes gehörte es, dass die Kranken, Blinden und Behinderten der besonderen Fürsorge der Gesellschaft anheimgestellt werden – aber nicht, um sie von oben herab zu bemitleiden und ihnen Almosen zu gewähren, sondern um sie weitgehend wiederherzustellen und als Gleichberechtigte in die Gesellschaft wieder einzugliedern – was wir heute mit dem Wort „Inklusion“ bezeichnen würden.

Jesus rief seine Jünger auch dazu auf, denen zu helfen, die Opfer von Gewalt geworden waren – und zwar ungeachtet ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit (Lk 10,25-37). Deshalb konnte auch Petrus sagen, dass alle Menschen willkommen seien – ganz gleich, aus welchem Volk sie stammen (Apg 10,35).

Im Reich Gottes, wie Jesus es verstand, sind auch einige *menschliche Grundregeln* zu beachten: Die Sorge für die Eltern sei beispielsweise wichtiger, als religiöse Pflichten zu erfüllen (Mt 15,3-6). Grundsätzlich solle es keinen Ehebruch und keine unberechtigte Scheidung geben (Mt 5,31 f.). Vor allem solle es keine Rache und Vergeltung mehr geben. Der Teufelskreis von Rache und Vergeltung müsse durchbrochen werden (Mt 5,38-42). Wir sollen die segnen, die uns Böses wünschen, und für die beten, die uns beleidigt haben (Lk 6,28).

Das Reich Gottes, so wie Jesus es verkündigte, war keine ausschließlich auf die Zukunft projizierte uto-

pische Vision, die Gott selbst am Ende der Zeit verwirklichen würde, nachdem es mit dieser Welt unablässig und hoffnungslos bergab gegangen sei. Das Reich Gottes stellte für ihn auch keinen neuen Äon (Weltzeit) dar, welcher den gegenwärtigen von jetzt auf gleich ersetzen würde. (Das war nämlich die grundlegende apokalyptische Anschauung, die z.Zt. Jesu im Judentum und im frühen Christentum weit verbreitet war.) Nein, für Jesus war das Reich Gottes eine spirituelle Kraft und eine moralische Dynamik, die schon jetzt in diese Welt der Ungerechtigkeit hineinwirkt, weil Menschen an sie glauben, sie für sich und für die Gesellschaft in Anspruch nehmen, um die Welt nach und nach umzuwandeln.

Gewiss: Jesus wollte Menschen verändern. Aber er wollte auch die menschliche Gesellschaft verändern. Ob er für diese veränderte Gesellschaft bereits eine umfassende Vision oder einen fest umrissenen Aktionsplan im Kopf hatte, wissen wir nicht. Es ist eher unwahrscheinlich. Dass er von diesem göttlichen „Reich“ aber zumindest eine Idee – oder besser: eine Reihe von Ideen – hatte, dürfte indes sicher sein.

Und diese Ideen, wie wir sie oben nur andeuten konnten, kamen in seinen Predigten ebenso zum Ausdruck wie in seinen Handlungen. Die Worte und Taten Jesu prägten sich den Jüngern so nachhaltig ein, dass sie sie der Nachwelt überlieferten.

4. Jesu Gleichnisse: „Das Gottesreich ist gleich ...“

Insbesondere in den Gleichnissen Jesu erkannten die Jünger deutlich die Ideen und Prinzipien seiner Frohbotschaft vom Gottesreich. Die Parabeln, die er erzählte, sollten nach seiner eigenen Aussage die Grundsätze des Gottesreiches verdeutlichen, begann er doch viele dieser Gleichnisse mit der Formel: „Das Königreich [Himmelreich oder Gottesreich] gleicht einem ...“ – Kaufmann, einem Senfkorn, einem Schatz, einem König, einem Hausherrn usw. In diesen Gleichnissen ging es um Fairness und Gerechtigkeit, um Schuld und Vergebung, um das spirituelle Leben und den Glauben an das Gute.

Zu den bekanntesten Gleichnissen gehört das vom Verlorenen Sohn. Dieser hatte sich gegenüber seinem Vater schuldig gemacht, weil er auf der vorzeitigen Auszahlung seines Erbes bestanden und dieses dann mit seinem ausschweifenden Leben verprasst hatte. Obwohl der Vater das Recht gehabt hätte, seinem abtrünnigen Sohn jede Nachsicht und jede weitere Zuwendung zu verweigern, vergab er ihm und nahm ihn wieder in seiner Hausgemeinschaft auf. Auch hier ging es um Gerechtigkeit und Vergebung.

Gerechtigkeit ist notwendig und gut; aber Barmherzigkeit ist besser. Das war auch Jesu Botschaft. Barmherzigkeit sei besser als rituelle Frömmigkeit (Mt 9,13). Überhaupt

seien Barmherzigkeit und Gerechtigkeit besser als religiöse Pflichten zu erfüllen (Mt 23,23). Glücklich seien die Barmherzigen zu nennen (Mt 5,6). Zur Barmherzigkeit gehöre es, anderen Menschen eine Schuld zu erlassen, die sie nicht begleichen können (Mt 18,23-34).

Barmherzigkeit hat viel mit Vergebung zu tun. Wir selbst sollen vergeben wie auch uns (durch den himmlischen Vater) vergeben werde (Mt 6,12 u. 14 f.; vgl. Lk 6,37). Der Vergebung sollen keine Grenzen gesetzt werden (Mt 18,21 f.). Dem Bruder, der um Vergebung bittet, sollen wir vergeben (Lk 17,3 f.; vgl. Lk 19,1-8).

Die Gottesherrschaft stellt also eine Form des Zusammenlebens dar, in der Menschen miteinander gerecht und redlich umgehen; es geht um eine Gesellschaft, in der Gerechtigkeit waltet. Aber absolute Gerechtigkeit kann zuweilen auch grausam und ausgrenzend sein. Und darum gibt es eine höhere Tugend als die Gerechtigkeit: die Vergebung. Wenn Menschen unter der Last ihrer Schuld, sei sie finanziell oder moralisch, zu zerbrechen drohen, dann sind Gnade und Vergebung die vornehmsten Prinzipien der Königsherrschaft Gottes. Die frohe Botschaft lautet: Es gibt einen Ausweg. Es gibt Entlastung. Es gibt Befreiung. Es gibt Hoffnung. Es gibt Vergebung. Ein anderes Leben ist möglich.

Jesus hat Vergebung nicht nur gepredigt, sondern auch praktiziert. Ein bekanntes Beispiel dafür war die

Begebenheit mit der überführten Ehebrecherin, von der es heißt, dass man sie vor ihn brachte, damit er ein Urteil über sie fälle.³ Jesus forderte diejenigen, welche die Ehebrecherin beschuldigten, auf, den ersten Stein zu werfen, sofern sie sich selbst nicht schuldig gemacht hätten. Als die Ankläger sich beschämt davonschlichen, wollte auch er die reuige Frau nicht verurteilen (vgl. Joh 8,1-11).

Mithilfe seiner Gleichnisse verkündigte Jesus also eine Frohbotenschaft von Vergebung, Entlastung, Befreiung, Gnade und Barmherzigkeit. Der Gott der Königsherrschaft⁴ war für ihn ein gerechter, aber vor allem ein vergebender, barmherziger Gott. Darum appellierte Jesus an seine Zuhörer und Jünger, selbst barmherzig, gnädig und vergebungsbereit zu sein. Weil sie das aber normalerweise nicht waren, forderte Jesus sie zur Umkehr auf: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium.“ (Mk 1,15) Jesus ließ keinen Zweifel daran, dass ihm Menschen lieber waren, die zwar Fehler begangen hatten, ihre Fehler aber eingestanden, als Menschen, die nie Fehler machten, selbst keine Feh-

ler zugaben, aber am anderen jeden noch so kleinen Fehler unbarmherzig anprangerten. Diese Art der Selbstgerechtigkeit und Verurteilungsbereitschaft war Jesus ein Gräuelf.

Mit der Aufforderung zu vergeben aufs Engste verbunden war für Jesus auch die Aufforderung, nicht zu richten: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben.“ (Lk 6,37) Das griechische Wort *krinein* (richten) könnte man auch mit *urteilen* übersetzen. Es ging darum, keine vorschnellen Urteile zu fällen, ja vielleicht überhaupt keine Urteile und schon gar keine Verurteilungen auszusprechen. Wir Menschen neigen dazu, schnell ein Urteil über andere zu fällen und uns als Richter über sie aufzuspielen. Aber jedes Urteilen setzt einen Urteilsrahmen voraus, aus dem heraus wir solche Urteile fällen. Entsprechen Menschen nicht diesem (von uns, vom Gesetzgeber, vom Arbeitgeber, von der Politik oder von der Gesellschaft gesetzten) Urteilsrahmen, verdammen und verteufeln wir sie schnell und gerne. Jesus aber setzt dagegen: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater [im Himmel] barmherzig ist.“ (Lk 6,36) Und noch deutlicher: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, aber den Balken im eigenen Auge nimmst du nicht wahr?“ (Lk 6,41)

Man kann es auch positiv wenden: Je ermutigender, freundlicher und nachsichtiger wir mit anderen

3 Nach dem Alten Testament stand auf Ehebruch die Todesstrafe (Lev 20,10; Dtn 22,22), auch wenn diese Höchststrafe nur selten, wenn überhaupt, zur Anwendung kam.

4 Der griech. Begriff *basileia tou theou* kann als „Gottesherrschaft“ oder Königsherrschaft“ übersetzt werden. Zuweilen sprach Jesus nicht nur von der „Gottesherrschaft“ oder vom „Gottesreich“, sondern auch vom „Himmelreich“. Immer war dasselbe gemeint.

umgehen, umso positiver, freundlicher und nachsichtiger wird man mit uns umgehen: „Gebt, so wird euch gegeben. Ein volles, gedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch zumessen.“ (Lk 6,38) Diesen Geist hat auch Paulus aufgegriffen, als er schrieb: „Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kommt, der auch ans Licht bringen wird, was im Finstern verborgen ist, und das Trachten der Herzen offenbar machen wird. Dann wird auch einem jeden von Gott Lob zuteilwerden.“ (1Kor 4,5)

Jesus wollte, dass sich Menschen mit ihren negativen Urteilen und Verurteilungen zurückhalten. Denn diese fallen auf uns selbst zurück. Jeder Mensch ist ein unverwechselbares Individuum, dessen Wert ihm nicht durch unser Urteil entzogen werden kann, sondern dessen Würde und Einzigartigkeit als unschätzbar und edel zu betrachten ist. Jeder Mensch hofft insgeheim darauf, dass man seinen ganzen Wert und seine volle Potenzialität erfasst und fördert. Wir sollten weder uns noch anderen Menschen Grenzen der Wertschätzung und seiner Möglichkeiten setzen.

5. Jesu Heilungen

Schließlich ist noch von den Heilungen Jesu zu reden. Von ihm wird erzählt, dass Menschen in seiner

Gegenwart heil wurden. Doch hat Jesus zu keiner Zeit für diese Heilungen eine Wunderkraft für sich in Anspruch genommen, die einzusetzen und auszuüben er die Macht gehabt hätte. Jesus war kein Zauberer. Im Gegenteil: „Dein Glaube hat dir geholfen“, war sein immer wiederkehrender Spruch an die Adresser, die durch ihren eigenen persönlichen Glauben heil geworden waren. Jesus sagte diesen Satz zu jüdischen Männern und Frauen, an deren Heilung er beteiligt war (Mt 9,22; Mk 10,52; Lk 8,48); er sagte ihn aber auch einem (sonst verhassten) Samariter (Lk 17,19) und auch einer Frau, die nicht wegen einer Krankheit oder eines körperlichen Gebrechens zu ihm gekommen war, sondern weil sie unter der Last ihrer Sünde und Schuld – und wohl auch unter der Ausgrenzung durch die Gesellschaft – litt. Als die bußfertige Frau aus Jesu Mund die Worte hörte: „Dir sind deine Sünden vergeben“, verspürte sie große Erleichterung, sodass Jesus hinzufügte: „Dein Glaube hat dir geholfen. Geh hin in Frieden!“ (Lk 7,48-50)

Offenbar war Jesus ein Mensch, zu dem sich andere Menschen hingezogen fühlten, weil von ihm eine heilende Wirkung ausging. Seine Worte ermutigten, trösteten, heilten die Menschen, an Leib und Seele. Während die meisten Menschen sehr schnell bereit waren – und sind –, andere ob ihrer Fehler und Charaktereigenschaften zu verurteilen, über sie zu

richten und sie obendrein zu bestrafen, war Jesus offenkundig jemand, der die Menschen mit ihren Schwächen und Sehnsüchten und in ihrer Hilfsbedürftigkeit akzeptierte, der das in ihnen steckende Potenzial erkannte und sie dazu ermutigte, das Beste aus sich herauszuholen. Er aktivierte ihre seelischen Selbstheilungskräfte, so dass sie an Körper und Geist gesund wurden. Jesus ist das beste Beispiel dafür, dass Worte eine heilende Wirkung haben können – wenn man ihnen vertraut und ihnen Raum gibt. Jesus war Arzt und Psychotherapeut, von dessen therapeutischen Methoden sich mancher moderne Therapeut durchaus etwas abgucken könnte.⁵

Jesus beanspruchte für sich keine übernatürlichen Kräfte und keine Wunderkraft. Dennoch glaubte Jesus aus der Vollmacht Gottes heraus zu wirken: „Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ (Lk 11,20) Jesus schrieb seine Taten gleichsam dem „Finger Gottes“ zu, durch den die Menschen die Gotteskraft an ihrem eigenen Leib erfuhren, und er sah in dieser Wirksamkeit das Gottesreich aufscheinen und anbrechen. Der „Finger Gottes“ war für ihn das Symbol für die göttliche Kraft, die jedem Menschen zur Verfügung steht, der sie für sich in Anspruch nimmt.

6. Was Jesus wollte: Heil für den Einzelnen und Heil für die ganze Gesellschaft

Wenn wir also die Predigten Jesu, seine Handlungen, seine Gleichnisse und die Heilungsberichte zugrunde legen, ging es Jesus vornehmlich darum, den Menschen eine gute Botschaft zu verkünden und sie von ihren Behinderungen und Begrenzungen, von ihren Lasten und Bedrückungen zu befreien und zu heilen bzw. sie dazu zu bringen, in sich selbst jene Selbstheilungskräfte zu aktivieren, die im Glauben an die Gottesmacht wirksam werden würden. Er hat sie also zum *Glauben* eingeladen.

Nicht zum Glauben an den Messias, den Erlöser, den Gottessohn oder an die christlichen Dogmen hat Jesus die Menschen eingeladen, sondern er wollte, dass sie an *die Macht Gottes* glauben, die in ihnen wirksam werden kann. „*Gott*“ war für Jesus *eine allmächtige Kraft und eine die Seele des Menschen durchdringende und transformierende Dynamik, die dem Heil des Menschen diente*. Er wollte, dass die Menschen an Leib und Seele gesunden und ein Leben in Gerechtigkeit und in Fülle leben.

Jesus lud die Menschen also zum Glauben ein, damit sie – zunächst – an sich selbst glaubten und an die heilenden Kräfte, die in ihnen steckten. Jesus wollte die Menschen von ihren Krankheiten, Schuldgefühlen, Sorgen, Sünden und von ihrer Angst

5 Vgl. dazu beispielsweise Hanna Wolff, *Jesus als Psychotherapeut. Jesu Menschenbehandlung als Modell moderner Psychotherapie*, Stuttgart 1978.

befreien und heilen. „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ (Mk 5,36) Habe Mut, gib nicht auf, entledige dich deiner Grenzen und Hemmnisse, erwarte Großes von dir selbst; ihr könnt Berge versetzen, wenn ihr nur glaubt. „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“ (Mk 4,40)

Aber nicht nur an sich selbst sollten die Menschen glauben, sondern auch an andere. Er wollte, dass sie an das Gute in sich selbst und an das Gute im andern glaubten. Das hieß: Er wollte, dass sie an die Liebe glaubten. Und er, Jesus, legte selbst reichlich Zeugnis davon ab, wie wichtig es war, an andere zu glauben, anderen Mut zu machen, anderen Vertrauen zu schenken und die in ihnen steckenden Möglichkeiten zu wecken, damit sie nicht ängstlich und verzagt seien, sondern unerschrocken, entschlossen und wagemutig. Die Liebe zu den Menschen, die Jesus propagierte, war der Gegenpol aller Angst, aller Mutlosigkeit, aller Verbitterung, allen Neids, aller Eifersucht, aller Hassgefühle. Die Liebe ist darum der eigentliche Gegenstand des christlichen Glaubens. Der Glaube an die Liebe ist der alles entscheidende Glaube. Jeder andere Glaube (etwa ein Fürwahrhalten von theologischen oder christologischen Lehrsätzen) ist sekundär, nebensächlich, ja belanglos; er ist Unglaube oder Aberglaube, der den Zweifel verdient. Wer hingegen an die Liebe glaubt, hat wahre Glaubensgewiss-

heit. Die Liebe war das Lebensgesetz der Königsherrschaft. Sie war der eigentliche Kern der Botschaft Jesu.

Weil sich Menschen aber nicht nur selbst Grenzen setzen, sondern auch von außen, d.h. von der Gesellschaft, jede Menge Begrenzungen auferlegt und Behinderungen in den Weg gestellt bekommen, beschränkt sich die Botschaft Jesu nicht nur auf den persönlichen Bereich, sondern richtet sich auch an die Gesellschaft als Ganzes. Die Gottesherrschaft, die Gotteskraft und die Gottesliebe sollten nicht nur eine individuelle Sache sein, sondern alle angehen und die gesamte Gesellschaft berühren und verwandeln. Sonst macht die Rede von der *Königsherrschaft Gottes* nämlich gar keinen Sinn. Und weil das *Gottesreich* nicht nur auf Einzelpersonen zu beschränken ist, sondern das ganze Volk (und letztlich alle Völker) einschließt, ist die Botschaft Jesu auch eine unmissverständlich *politische* Botschaft: eine Botschaft von Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität und Versöhnung; und zwar für Mensch, Tier und Natur.

Dass die Botschaft Jesu vom Gottesreich nicht nur individualistisch im Sinne des persönlichen Heils bzw. einer leiblichen und seelischen Heilung aufzufassen ist, sondern auch – und gerade – im sozialen, kollektiven Sinne zu verstehen sei, nämlich als eine anzustrebende Gesellschaft, in der Gerechtigkeit, Freiheit, Frieden und gegenseitige Achtung der menschlichen Würde gelebt werden,

das ist von der Kirchengeschichte und der christlichen Theologie bis auf den heutigen Tag immer wieder sträflich vernachlässigt und marginalisiert worden. (Zu den wenigen Theologen, die den Aspekt des konkret in die Welt hineinwirkenden Gottesreiches betont haben – gegen alle Spiritualisierung und Eschatologisierung des Gottesreiches – gehören Christoph F. Blumhardt [der Jüngere] in Bad Boll, Johannes Müller von Elmau und vor allem der Deutsch-Amerikaner Walter Rauschenbusch.) Die Rede von einem „Reich“ hätte gar keinen Sinn gemacht, wenn es Jesus nur um individuelles Heil gegangen wäre; vom „Gottesreich“ zu sprechen bezieht sich darum auch – und vor allem – auf das Ganze der menschlichen Gesellschaft, in die sich der Einzelne einfügt und für die er mitverantwortlich ist. Erst wenn die Gesellschaft als Ganze die Prinzipien der Gottesherrschaft praktiziert, kann der Einzelne darin wirklich heil werden und sich zu seinem vollen Menschsein entfalten.

7. Jesus als der Christus

Weil sich die Nachfolger Jesu auf ihn als den wichtigsten Kronzeugen des Gottesreiches beriefen, erkoren sie ihn auch (in einem geistig-metaphorischen Sinn) zum „Kronprinzen“ dieses Gottesreiches, also zum Königsanwärter, zum Thronfolger, zum *Messias* (d.h. zum König „Ge-

salbten“) aus. Das hebräische Wort „Messias“ (Gesalbter) heißt auf Griechisch „Christos“, weshalb es legitim ist, dass sich diejenigen, die Jesus nachfolgen möchten, bis auf den heutigen Tag „Christen“ nennen. Damit bezeugen sie nachdrücklich, sich zu den Prinzipien des von Jesus gepredigten Gottesreiches zu bekennen. „Christus“ ist somit der einzige Hoheitstitel, der seine uneingeschränkte Gültigkeit behält, weil er die enge Bindung der Person Jesu zur jesuanischen Gottesreich-Botschaft bekundet.

Liberales Christentum bedeutet für mich also, die Botschaft Jesu für die heutige Zeit und die heutigen Menschen immer wieder neu zu aktualisieren – und zwar ohne den Menschen intellektuelle und dogmatische Verrenkungen sowie christologische oder theologische Klimmzüge abzufordern. Vielmehr gilt es, den Menschen bei der Bewältigung ihrer Nöte und Belastungen, bei der Überwindung ihrer Ängste und Vorurteile, bei der Entfaltung ihrer selbst, ihrer Talente und Begabungen, ihrer geistigen, seelischen Fähigkeiten und bei der Erreichung ihrer ethischen, sozialen und gesellschaftsbildenden Ziele zur Seite zu stehen, um auf diese Weise an einer besseren, humaneren Gesellschaft und Welt, also an einer wahren *Gottesherrschaft* mitzuwirken. Es geht um die Heilung einzelner Menschen ebenso wie um die Heilung der menschlichen Gesellschaft insgesamt. Man könnte es

auch mit Emanuel Schikaneders Libretto der Zauberflöte sagen:

„In diesen heil'gen Hallen
kennt man die Rache nicht!
Und ist ein Mensch gefallen,
führt Liebe ihn zur Pflicht.
Dann wandelt er an Freundes Hand,
vergnügt und froh ins bessre Land.

In diesen heil'gen Mauern
wo Mensch den Menschen liebt –
kann kein Verräter lauern,
weil man dem Feind vergibt.
Wen solche Lehren nicht erfreu'n,
verdient nicht, ein Mensch zu sein.

Bald prangt,
den Morgen zu verkünden,
die Sonn auf gold'ner Bahn –
bald soll der Aberglaube schwinden,
bald siegt der weise Mann!
O holde Ruhe, steig hernieder,
kehr' in der Menschen Herzen wieder;
*dann ist die Erd ein Himmelreich,
sind Sterbliche den Göttern gleich.*“

Dass Menschen dieses Himmelreich auf Erden, diese Gottesherrschaft, nicht allein von sich aus aufrichten können – und schon gar nicht in einer von uns erträumten Vollkommenheit, dürfte jedem klar sein. Von einer stetigen Aufwärtsentwicklung unserer menschlichen Gesellschaft ohne Rückschläge kann angesichts der Abgründigkeit des Menschen und der Welt nicht die Rede sein. Deshalb hat Jesus ja auch vom „Himmel“reich oder von „Gottes“ Reich gesprochen. Denn trotz allen menschlichen Tuns und Strebens verbleibt immer noch ein

beträchtlicher *Verheißungsüberschuss*, dessen Verwirklichung wir dem unergründlichen Walten Gottes anheimstellen. Aber es wäre falsch und fatal, wollten wir die Gestaltung unserer menschlichen Gesellschaften allein jenem traditionellen Eingreifgott überlassen, der am Ende der Zeiten schon alles richten werde, ohne dass wir Menschen – und Nachfolger Christi zumal – ernsthafte Anstrengungen unternähmen, nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Welt im Sinne der Evangeliumsbotschaft Jesu zu verändern. Nur wenn möglichst viele Menschen bereit sind, an einer gerechteren, solidarischeren, friedlicheren und lebensdienlicheren Welt mitzuwirken, darf diese Welt das geheimnisvolle Wirken Gottes an ihr erhoffen. Nur wenn der Mensch sein Bestes gibt, wird Gott das Seine dazutun.

Ein Nachwort: Ich glaube zwar, dass ich mit diesem Beitrag der Intention des historischen Jesus gerecht geworden bin. Dennoch könnte es sein, dass die eine Leserin oder der andere Leser meint, ich hätte Jesu Absichten nicht genau wiedergegeben. Für diesen Fall erinnere ich daran, dass Hunderte von christlichen Auslegern über die letzten zwei Jahrtausende den neutestamentlichen Texten ihre je eigene Deutung gegeben (zuweilen übergestülpt) haben, weshalb auch ich das Recht für mich in Anspruch nehme, meine eigene Interpretation für die heutige Zeit in Anwendung zu bringen. □

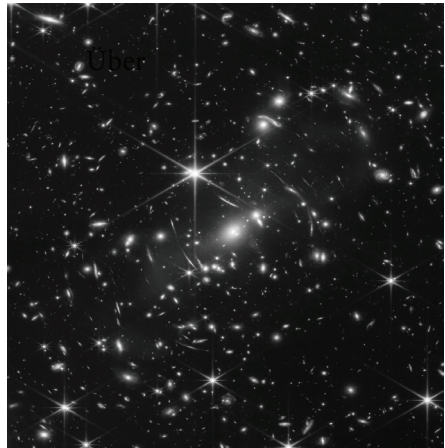
Es verschlägt einem fast Verstand und Sprache

Überlegungen zum ersten Foto des James-Webb-Teleskops mit Kurt Bangerts Gedanken dazu in Heft 5/2022 // Wolfram Zoller

Dieses Foto brachten auch die großen Tageszeitungen, die unsrige mit dem Kommentar, dass es sich dabei nur um einen „winzigen Ausschnitt des Universums“ handelt. Unser Schriftleiter hat diese „Winzigkeit“ dankenswerterweise zu veranschaulichen unternommen: „Dieser Ausschnitt entspricht einer Fläche, die man abdecken (bzw. fotografieren) würde, wenn man ein Sandkorn in Armeslänge gegen den Himmel hielte“ (S. 130).

Dieser Satz hat mich nicht mehr in Ruhe gelassen, ich musste versuchen, ihn mir ganz praktisch in seinen Konsequenzen vor Augen zu führen. Also drehte ich mich mit meinem Arm einmal um die eigene Achse, um den ganzen Horizont zu erfassen, und rechnete ganz im Ungefähren: Zur durchschnittlichen Armlänge von 60 cm = 600 mm kommen ja noch mindestens 10 cm bis zur Wirbelsäule, also beträgt der Kreisradius rund 700 mm. Nehmen wir die Größe des Sandkorns (eines relativ großen) mit 1 mm Durchmesser an, dann ergibt sich (Kreisumfang = $2 \cdot r \cdot \pi$) eine Anzahl von 4 396, also rund 4 400 Sandkörnern bzw. Bildern! Aber das ist ja nur die Horizontlinie! Wir müssen sie ja auf den Umfang einer entsprechenden Kugel rund um

uns weiter berechnen, also $4 \cdot \pi \cdot r^2$, das ergibt 6 154 400 Sandkörner bzw. Bilder!



Über sechs Millionen dieser Bilder (!) rund um uns herum, und jedes nicht nur mit den einzelnen („strah-

lenden“) Milchstraßensternen, sondern mit Hunderten (!) von kompletten Galaxien (!) im Ausmaß unserer Milchstraße mit Milliarden Sonnen, und damit Licht aus einer Zeit bis vor rund 13 Milliarden Jahren – mir hat es zunächst die Sprache, ja geradezu die Vernunft verschlagen, als ich versuchte, diesen Sachverhalt konkret zu visualisieren, und ich kann den Schlusssatz unseres Schriftleiters nur voll unterstreichen: „Zu viel für unseren Geist, das ermessen zu können.“ (S. 131)

Müssen wir Menschen angesichts dieser Unermesslichkeiten nicht zu Lächerlichkeiten geraten – und mit uns unsre menschlichen Gottesvorstellungen? Diese Unermesslichkeiten zerquetschen uns doch mit all unseren noch so schönen Vorstellungen zu einem Nichts, einer *quantité négligeable*, was uns mit elementarem Erschrecken und Entsetzen erfüllen muss. Können wir da noch Immanuel Kant zustimmen, den der gestirnte Himmel „mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht“ erfüllt? Kant hat ja damals selber schon die ernüchternde Realität gesehen, wenn auch nicht im heute erkennbaren Ausmaß: Der „Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines *tierischen Geschöpfs*“.¹

Was bringt Kant dennoch zur „Bewunderung und Ehrfurcht“? Sei-

ne Antwort: Es ist die Balance durch das Gegengewicht zum „tierischen Geschöpf“, nämlich „das moralische Gesetz in mir“, d.h. mein „Wert, als einer *Intelligenz*, unendlich durch meine Persönlichkeit“, die mir eine „zweckmäßige Bestimmung meines Daseins“ auferlegt, die „ins Unendliche geht“.² In welchem Sinn geht diese Bestimmung aber „ins Unendliche“? Darüber spricht Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“³ und sagt, dass „wir uns die Möglichkeit einer [...] *auf das moralische Gesetz* und dessen Objekt bezogenen Zweckmäßigkeit, als in diesem (ein) Endzwecke ist, ohne einen Welturheber und Regierer, der zugleich moralischer Gesetzgeber ist, gar nicht begreiflich machen können“,⁴ dieses aber freilich als „ein bloß *regulatives* Prinzip für die reflektierende Urteilskraft“.⁵ Für Kant entspricht also das moralische Gesetz in uns einer Intelligenz, die er für den philosophischen Glauben in ihrem Schöpfer gegründet sieht.

Aber auch als ein bloß regulatives Postulat fällt uns heute die Idee eines von seinem Werk unabhängigen, absolut gesetzten Schöpfer- und Herrschergottes, wie von den Kirchen gelehrt, immer schwerer und erscheint vielen unter uns nur noch als eine kindlich-fromme Phantasie ohne Realitätsbasis. Das scheint mit den Erkenntnissen der modernen

1 Immanuel Kant, „Kritik der praktischen Vernunft“, in: *Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1956, Bd. IV, S. 300.

2 Ebd.

3 Bd. V, S. 583.

4 Ebd.

5 A.a.O., S. 586.

Naturwissenschaft übereinzustimmen, die mit der Quantenphysik tief ins Wesen des Gewordenen eintaucht, sodass wir jene „Intelligenz“ Kants bereits in der Grundstruktur alles Seienden angelegt sehen können (in den nur potenziell informativen absoluten Quantenbits), die danach drängt, in Milliarden von Jahren immer komplexere Konglomerate entstehen zu lassen bis hin zum Wunder unserer Erde mit ihrer Lebensfülle einschließlich deren „intelligenter“ Version. Haben wir aber diese Struktur der Natur begriffen, dann können wir Erdenbürger uns nicht mehr als den einzigen und einzigartigen Endpunkt der Weltentwicklung sehen – trotz der unglaublich einzigartig scheinenden „zufälligen“ Bedingungen, unter denen diese Erde und ihr Leben entstanden sind. Denn angesichts der ungezählten Milliarden von Galaxien mit Aber-Billionen von Sonnensystemen lehrt uns die Wahrscheinlichkeit, dass solche „Zufälle“ sich noch vielfach ereignet haben müssen. In dieser Sicht erscheint die Unermesslichkeit des Universums als ein einziges großartiges Riesens-Laboratorium der kosmischen Evolution mit der Folge von immer neu auftauchender Intelligenz. Muss damit nicht diese Unermesslichkeit ihren Schrecken verlieren und vielmehr der Bewunderung weichen? Dann hätte Kant plötzlich auf ganz anderem Weg doch noch Recht mit seiner Bewunderung des nächtlichen Sternenhimmels!

Aber wo bleibt in dieser Sicht dann Gott? Die wissenschaftliche Erkenntnis braucht ihn nicht, denn ein Wissen darüber gibt es nicht und kann es gar nicht geben. Die Annahme seiner „Existenz“ außerhalb des Seienden verdammt ihn zu einem Vakuum, er muss also im Innern dieses Universums begriffen werden (etwa im symbolischen Modell einer „höheren Dimension“ oder als „das qualitativ von den Teilen verschiedene Ganze“ oder wie auch immer, jedenfalls im Sinne eines Panentheismus). Aber auch hier kann uns Kant helfen, denn gerade als Philosoph überschreitet er mit seinen Postulaten die Grenze des Wissens hinüber zum Glauben, freilich zu einem von Vernunft geleiteten Glauben, der von gesicherten Daten ausgehend zu entsprechenden ideellen Extrapolationen kommt. Und etwas Anderes bleibt auch uns gar nicht übrig, nur dass wir mit unserer „Intelligenz“ die Basis für diese Extrapolationen nicht nur wie Kant in der Vernunft sehen, sondern – wie Jesus – ebenso im Existenzial der Liebe.

Plausibel aber ist auch heute noch Kants Schlussfolgerung, dass diese „Intelligenz“ des Seins nach einem schöpferischen Grund ruft. Worin dieser sein eigenes Wesen hat, werden wir nie ergründen, es bleibt uns nur, dieses unlösbare Rätsel glaubend als ein unendliches wunderbares Geheimnis stehen zu lassen und es – im Sinne Jesu und mit Kant und Goethe – bescheiden zu verehren und prak-

tisch zu leben als dankbare Bürger eines wahrhaften Kosmos (griechisch: „Schmuckstück“) in seiner ganzen Ambivalenz. □

Nachwort des Schriftleiters: Ich freue mich, wenn meine kurzen astronomischen Ausflüge eine solche Resonanz hervorrufen (was durchaus gewünscht war), und ich danke Wolfram Zoller für seine tiefeschürfenden Gedanken in Anlehnung an Kant. Ich möchte aber noch zusätzlich etwas Wasser auf das so angestoßene Mühlrad gießen, indem ich verrate, dass (1) die NASA-Fachleute im besagten Bild (vom Webb Deep Field) nicht *Hunderte* (wie ich überaus vorsichtig schrieb), sondern *Tausende* von Galaxien erkennen (vgl. <https://apod.nasa.gov/apod/ap220713.html>); und dass (2) das Licht, mit dessen Hilfe wir ja die kosmischen Entfernungen messen, sich nicht mit 300.000 km pro *Stunde* durch das All bewegt (wie in Heft 6/2022 auf S. 144 irrtümlich und unkorrigiert angegeben), sondern vielmehr mit 300.000 km pro *Sekunde!* Somit muss man die Entfernungsangaben im Geiste nochmal um den Faktor (60 x 60 =) 3600 vergrößern. Das heißt: Die Distanz eines einzelnen „Lichtjahres“ beträgt – in Kilometern umgewandelt – nicht 2,6 Milliarden Kilometer, sondern 9 460 Milliarden Kilometer (oder 9,5 Billionen km). Die Tatsache, dass wir solche Zahlen emotional ohnehin nicht nachvollziehen können, ändert sich dadurch nur unwesentlich. (kb)

IPCC-Bericht dramatisch

Der Weltklimarat schlägt Alarm. In seinem neuesten Bericht (Assessment Report 6) veröffentlichte der *Intergovernmental Panel on Climate Change* (IPCC) die Ergebnisse jüngster wissenschaftlicher Untersuchungen. Demnach hätten die von Menschen verursachten Treibhausgase das Weltklima bereits um 1,1 Grad C erwärmt (im Vergleich zur Zeit vor 1900). Im Jahr 2019 waren die CO₂-Konzentrationen in der Luft (mit 410 ppm) höher als zu jeder anderen Zeit innerhalb der letzten zwei Millionen Jahre. Der anthropogene Klimawandel hat zu Wetterextremen geführt, von denen vor allem diejenigen Regionen betroffen sind, die am wenigsten zum Ausstoß der Treibhausgase beigetragen haben. „Die Klimazeitbombe tickt“, sagte der UN-Generalsekretär António Guterres bei der Vorstellung des Berichts. Die Klimaschutzziele seien in akuter Gefahr, wenn die Treibhausgase nicht noch in diesem Jahrzehnt drastisch gesenkt werden. Für die nahe Zukunft (bis 2040) gilt eine Erwärmung um 1,5 Grad noch als optimistische Projektion. Doch um wenigstens dieses Ziel noch zu erreichen, müssten die Treibhausgase bis 2030 um rd. 50 Prozent (gegenüber 2019) gesenkt werden. Tatsache ist jedoch, dass sie derzeit jedoch immer noch ansteigen. Ohne eine dramatische Reduzierung der Treibhausgase steuert die Welt auf eine bedrohliche Erwärmung von bis zu 3,5 Grad bis 2100 zu. Der IPCC-Synthesebericht dient Politikern als wissenschaftliche Handlungsgrundlage. Der Weltklimarat führt selbst keine eigenen Untersuchungen durch, sondern sichtet lediglich die Ergebnisse vorhandener Forschungsarbeiten und fasst diese (unter Berücksichtigung abweichender Wissenschaftsberichte) zusammen. (kb) □

Die Ukrainer

und ihr Streben nach Unabhängigkeit // Gotthold Rhode

Nachfolgender Artikel aus der Feder des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990) erschien im August 1939 – also kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – in der Zeitschrift *Die Christliche Welt*, die von 1887 bis 1941 ein wichtiges Medium liberaler Theologie war. Wir drucken diesen mehr als 80 Jahre alten Artikel hier ab, weil er wichtige historische und kulturelle Informationen – gerade auch zum Verhältnis zu Russland – enthält, die uns heute helfen können, den Kampf der Ukraine um ihre Unabhängigkeit besser einordnen zu können. (kb)

Es gibt kein großes europäisches Volk, das im europäischen Westen und auch in Deutschland so wenig bekannt wäre wie das ukrainische – die europäische Interesslosigkeit gegenüber den Verhältnissen in Osteuropa, die auch heute noch andauernde jahrhundertelange Staatenlosigkeit und die ebenso lange gewaltsame Unterdrückung der Ukrainer durch ihre slawischen Brüder, Russen und Polen, sind schuld daran. Und doch sind die Ukrainer ein Volk, dessen Kopffzahl der des französischen gleichkommt und dessen geschlossenes Siedelgebiet ungefähr den gleichen Flächeninhalt wie das Deutsche Reich umfasst.¹ Schon die-

se Vergleiche zeigen, ein wie großes politisches Gewicht diesem Volke zufallen kann und muss, und so ist auch die ukrainische Frage heute wohl eine der schwerwiegendsten, aber auch eine der zukunftsträchtigsten Europas, deren Lösung wohl hinausgezögert, aber nicht verhindert werden kann.

Die Ukrainer sind mit rund 40 Millionen nach den Russen das *größte Volk der slawischen Völkerfamilie*, zusammen mit Russen und Weißruthenen bilden sie die große Gruppe der Ostslawen. Ihre Sprache ist, wie heute die gesamte Sprachwissenschaft anerkennt, eine selbständige und eigenen Gesetzen folgende slawische Sprache, die sich vom Russischen oder Polnischen in ähnlicher Weise unterscheidet wie das Italiener-

¹ Die heutige Ukraine ist allerdings nahezu doppelt so groß wie das heutige Deutschland. (kb)

sche vom Spanischen oder das Dänische vom Englischen. Zu Unrecht hat man von russischer Seite das Ukrainische jahrhundertlang als eine bloße, nicht literaturfähige, Mundart des Russischen bezeichnet und demnach auch außerhalb Russlands die Ukrainer nur als einen russischen Volksstamm angesehen. Diese falsche Einschätzung des Ukrainertums kommt in den Namen „Kleinrussen“ oder „Rotrussen“ zum Ausdruck, die deshalb heute abzulehnen sind, ebenso wie die polnische und lange Zeit auch allgemein übliche Bezeichnung „Ruthenen“, durch die die Ukrainer bestenfalls als eine sprachliche, aber nicht als völkische oder gar politische Besonderheit gekennzeichnet werden sollen.

Außer der Sprache unterscheidet den Ukrainer von den Russen die ethnische² Sonderstellung – die Ukrainer sind größer und langbeiniger, sie stehen dem slawischen Urvolk ethnisch näher als die stark mit Finnen vermischten Russen – und die Einstellung zum Leben. Der Ukrainer kennt nicht die grüblerische, analysierende und pessimistische Haltung der Russen, er ist bei allem Hang zur Schwermut lebensfroh, unkompliziert und aufbaufreudig. Auch sind ihm Leibeigenschaft und der russische Zwangskommunismus der Dorfgemeinschaft, das Mir-System,

2 Der ursprünglich hier verwendete Begriff „rassisch“ wurde von der Schriftleitung durch den heute politisch korrekten Begriff „ethnisch“ ersetzt.

ursprünglich fremd und entsprechen seinem Wesen nicht; der Ukrainer ist ein Mensch der freien und freiwilligen Gemeinschaft, in der er ganz aufgehen kann.

Der Siedelraum des ukrainischen Volkes umfasst den ganzen Süden des osteuropäischen Tafellandes, von den Flüssen San und Bug im Westen reicht er bis in die Nähe des Don im Osten, dringt im Süden an das Schwarze Meer und die Karpaten vor und wird im Norden durch die Sumpflandschaften des Pripet begrenzt. Die weiten Ebenen dieses Raumes werden von mächtigen, meist dem Schwarzen Meer zuströmenden Flüssen zerteilt, deren bedeutendster der Dnjepr (ukrainisch Dnipro) zum heiligen Strom der Ukrainer geworden [ist]. So wie bei den Russen „Mütterchen Wolga“ ist bei Ukrainern „Vater Dnipro“ Gegenstand zahlloser Sagen und Volkslieder.

Bezeichnend für das ukrainische Siedelgebiet wie überhaupt für osteuropäische Verhältnisse ist, dass es sich nicht mit klaren und festen Grenzen umreißen lässt. An allen seinen Volkstumsgrenzen bestehen breite Misch- und Durchdringungszonen, in denen beide Volkstümer in kaum entwirrbarer Verzahnung, Überlapung und Überschichtung nebeneinanderleben, so dass man über die Zugehörigkeit großer Gebiete im Unklaren sein kann. Dazu kommt, dass bei gewissen Teilen des ukrainischen Volkes sich das völkische Bewusstsein noch im Dämmerungszustand

befindet (so bei den ukrainischen Bewohnern Polesiens, die sich selbst als „Hiesige“ bezeichnen). Dadurch erhält die ukrainische Volkstumsgrenze, besonders gegenüber Weißruthenien, einen fließenden Charakter. Doch auch im ukrainischen Kernraum gibt es andersvölkische Einsprengungen, die sich besonders in den Städten konzentrieren, während der Ukrainer eine elementare Scheu gegenüber der Verstädterung zeigt.

Die *geschichtlichen Wurzeln* des Ukrainertums liegen tiefer als die mancher kleiner Völker, die heute ihre eigenen Staaten haben, und als die Russlands. Der bedeutendste ukrainische Historiker Hrušerskyi gibt das Jahr 500 n.Chr. als Zeitpunkt des beginnenden Zusammenschlusses slawischer Stämme am Dnjepr zu einem Volksganzen an. Mag diese Volksbildung auch nur allmählich vor sich gegangen sein, so nahm sie doch im Laufe des zehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung, als am Dnjepr ein eigenes Staatswesen entstand. In Zusammenarbeit einer normannischen Führungsschicht (Waräger) mit den Massen des ukrainischen Staates wurde entlang des „Weges von der Ostsee ins Schwarze Meer“ ein bedeutender Staat mit dem Zentrum Kiew aufgebaut. Sein Name „Rus“ war von den normannischen Einwanderern mitgebracht worden und galt zunächst nur für sie, wurde dann aber auf das ganze Volk übertragen. Wir werden ihn zum Unterschied von dem späteren Russland,

das sich diesen Namen aneignete, am besten mit „Reußen“ übersetzen. Im Jahre 988 nahm der reußische Herrscher Vladimir der Heilige mit seinem Volk das Christentum östlicher Prägung an. Unter ihm und seinem Nachfolger Jaroslav dem Weisen stieg dieser erste Staat der Ukrainer zu einer bedeutenden Machtfülle auf, die Hauptstadt Kiew wurde zu einem Mittelpunkt eines eigenen, an byzantinische Einflüsse anknüpfenden Kulturlebens. Reußische Gesandtschaften zu Kaiser Heinrich II. und Heinrich III. legen Zeugnis ab für die Bedeutung, die die damalige Welt den Reußen beimaß. Doch war das ukrainische Staatswesen noch nicht zu einer festen Form gelangt, die sein dauerndes Bestehen gewährleistet hätte. Schon im 11. Jahrhundert begann die Aufspaltung in einer Reihe kleiner Teilfürstentümer, die infolge eines unglücklichen Erbfolgesystems, des sog. Seniorats, immer wieder um den Besitz der Hauptstadt Kiew und die Vorherrschaft stritten und sich so selbst aufrieben. Darum konnte es den von Osten heranziehenden Mongolenhorden gelingen, das ukrainische Land rasch zu unterwerfen. Die Eroberung und Verwüstung Kiews im Jahre 1240 besiegelte das Schicksal des ersten und größten ukrainischen Staates.

Doch war schon vorher ein Staatswesen entstanden, das noch vor dem Fall Kiews dessen Traditionen übernommen hatte und sie nun fortsetzte. Es war das Fürstentum von Haljtsch-

Wolhynien im äußersten Westen des ukrainischen Siedlungsgebietes, das sich aus der Reihe der anderen Teilfürstentümer durch eine eigene bewusste Haltung heraushob und das in den Jahren der Mongoleneinfälle zur Zufluchtsstätte ukrainischer Flüchtlinge und auch ukrainischer Kultur wurde. Lange Zeit vermochte sich dieser Staat erfolgreich gegen seine es häufig bedrängenden Nachbarn Polen und Ungarn zu behaupten. Doch zerrütteten ihn die Auseinandersetzungen zwischen Fürsten und Adel (den Bojaren), die mit der Vergiftung des letzten Fürsten endeten (1340) und die Aufteilung des Staatsgebietes unter Polen und Litauen zur Folge hatten.

Damit begann die lange Zeit ukrainischer Staatenlosigkeit, denn die anderen ukrainischen Fürstentümer waren schon vorher dem erobernden Vordringen des jungen litauischen Staates zum Opfer gefallen. Allerdings setzte sich in diesem Staat das Ukrainertum kulturell durch, eine Mischsprache aus Weißruthenischem und Ukrainischem wurde zur Amtssprache des litauischen Reiches.

Doch änderte sich dieser Zustand, als in der zwischen Litauen und Polen geschlossenen Union Polen mehr und mehr das Übergewicht erhielt. Der ukrainische Adel konnte die volle Gleichberechtigung mit dem polnischen Adel nur erhalten, wenn er zum römischen Katholizismus übertrat; infolgedessen ging der überwiegende Teil des Adels über die Brücke

des Katholizismus zum Polentum über. Die Ukrainer wurden nunmehr zu einer bloßen von den polnischen Herren ausgebeuteten Bauernschicht, zu einem Volksstamm ohne jede nationale Bedeutung – ein Zustand, den die Polen auch heute wieder herbeiführen möchten.

Da erstand dem dahindämmern- den Ukrainertum aber ein neuer Führer, durch den es zu neuem Leben und sogar zu einem staatlichen Gebilde erweckt werden sollte – das Kosakentum. Die Kosaken waren militärische Genossenschaften, die sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in der weiten Grenzsteppe zwischen polnischem und tatarischem Gebiet, den sog. „Wilden Feldern“, gebildet hatten. Wenn auch tatarische und polnische Elemente im Kosakentum auftauchten, so waren es doch hauptsächlich ukrainische Bauern, die ihren Herren entliefen und die Reihen der Kosaken auffüllten, um dort im Grenzkampf gegen die Tataren, bei Jagd und Raubzügen ein gefährliches aber freies Leben zu führen. Mittelpunkt des Kosakentums wurde eine Dnjepr-Insel, die „Zaporažska Si“, das „Nest hinter den Stromschnellen“. Dem polnischen Staat waren die tapferen Kämpfer gegen die Landesfeinde willkommen, er stattete sie mit Vorrechten aus und erkannte ihre Freiheiten an. Als aber die Kosaken durch ihre anwachsende Macht und den dauernden Zulauf ukrainischer Bauern eine Bedrohung darzustellen begannen, versuchte er, ihnen ihre

Freiheiten zu nehmen. Das führte zu mehreren blutigen Aufständen, die Polen zwar niederschlagen konnte, ohne aber das Kosakentum endgültig zu brechen. Die Kosaken festigten nur ihre Organisation und dehnten ihre Beutezüge zeitweise bis in die Vorstädte Konstantinopels aus; sie wurden zu Sachwaltern des Ukrainertums.

Die große Auseinandersetzung kam im Jahre 1648, als es dem Hetman Chmelnickyj gelang, die ukrainischen Bauernmassen zu einem großen Aufstand mitzureißen, der Polen an den Rand des Abgrundes brachte. Für mehrere Jahre konnte Chmelnickyj einen Kosakenstaat schaffen, dessen Unabhängigkeit sich jedoch nicht halten ließ. Die Union von Perejaslaw (1654) verband die Kosaken mit Moskau, doch konnte sich ein eigenes ukrainisch-kosakisches Staatswesen auch in dieser Union nicht halten. Das ukrainische Volksgebiet wurde schließlich zwischen Polen und Moskau geteilt, die Kosakenhetmane mussten sich mit einer immer geringeren Rolle im Moskauer Staat begnügen, besonders als der Versuch des Hemans Mazepa, mit Hilfe Karls XII. wieder eine freie Ukraine zu schaffen misslungen war. Jede ukrainische Selbstständigkeitsregung wurde von dem Zaren grausam unterdrückt, die Hetmanswürde schließlich im Jahre 1764 aufgehoben. Wieder beginnt eine Zeit dumpfen Dahindämmerns, für das ukrainische Volkstum be-

sonders gefährlich durch das Verbot, ukrainische Bücher zu drucken und in den Schulen ukrainisch zu unterrichten. Während aber so das Volksbewusstsein schlummert, vollbringt die Volkskraft große Leistungen; schon im 16. Jahrhundert waren ukrainische Bauern siedelnd in die Schwarzmeersteppen vorgedrungen; im 19. Jahrhundert schiebt sich die ukrainische Siedelbewegung überall an die Küste des Schwarzen Meeres heran, erreicht und überschreitet den Donez und gewinnt große Landflächen im Kabangebiet, so dass das Siedelgebiet beinahe auf das Dreifache anwächst.

Allmählich erstarbt aber im 19. Jahrhundert auch wieder das ukrainische Volksbewusstsein; die breiten Massen werden von ihm in dem zu Österreich kommenden Galizien erfasst, wo ukrainische Schulbildung, wirtschaftliche Organisationen und andere Zusammenschlüsse möglich sind. Ostgalizien wird damit zu dem auch heute noch am stärksten nationalbewussten und am besten organisierten Teil der Ukraine, dem „ukrainischen Piemont“.

Im russischen Anteil der Ukraine aber sind es einzelne Vertreter der Intelligenz, die sich wieder auf die Traditionen des Kiewer und Halyčer Staates und der Kosaken besinnen. Dort entsteht eine neue ukrainische, betont nationale Literatur, deren größter Vertreter der Dichter und Märtyrer Taras Ševčenko (gesprochen: Scheftschenko) ist. Der Gedan-

ke einer ukrainischen Autonomie, eines eigenen ukrainischen Staates wurde trotz der Bedrückung durch Petersburg wieder lebendig und erhielt neue Nährstoffe von Ostgalizien her.

Der [Erste] Weltkrieg und die russische Revolution schienen die Erfüllung der ukrainischen Wünsche bringen zu sollen; am 21.11.1917 wurde die Schaffung einer Ukrainischen Volksrepublik feierlich verkündet, die alsbald selbständig an den Brest-Litowsker Friedensverhandlungen mit Deutschland teilnahm und in bewusstem Gegensatz zur Sowjetrepublik stand. Im Frühjahr 1918 rückten deshalb deutsche Truppen in die Ukraine ein, um sie vor den Bolschewiken zu schützen. Leider aber gelang es den Ukrainern nicht, ihr Staatswesen rasch aufzubauen; die erste Regierung verlor sich in sozialrevolutionären Ideen, der unter deutschem Einfluss eingesetzte Hetman Skoropadskyi aber blieb seiner monarchistischen und reaktionären Haltung wegen unpopulär. Nach dem Abzug der deutschen Truppen vermochte er sich nicht mehr zu halten, er wurde von der national-ukrainischen Bewegung unter Petljura gestürzt. In den folgenden Jahren brach die ukrainische Selbständigkeit unter den Schlägen der Sowjetrussen und im Chaos der Kämpfe zwischen Weiß und Rot zusammen; die in Ostgalizien ausgegrufene Westukraine war dem polnischen Vordringen zum Opfer gefal-

len. Der letzte Versuch der Ukrainer, die Unabhängigkeit zusammen mit Polen um den Preis der Westgebiete zu erkämpfen, scheiterte durch den Treubruch Pilsudskis. Der Frieden von Riga (1921) beschloss eine neue Teilung der Ukraine zwischen der Sowjetunion und Polen.

In der heutigen Sowjetunion [1939] besitzen die Ukrainer zwar einen eigenen Staat, die Sowjetukraine, die aber in Wirklichkeit nur die Fiktion eines Staates ist, da sie völlig unter der Herrschaft Moskaus steht und auch in ihrem Verwaltungsapparat mehr Russen und Juden als Ukrainer zu finden sind. Abgesehen davon, dass er weite ukrainische, zur Sowjetunion gehörige Gebiete nicht mit umfasst, ist er weit von dem Idealbild eines unabhängigen ukrainischen Nationalstaates entfernt, und die über 30 Millionen Ukrainer in der Sowjetunion leben nach wie vor in Unfreiheit.

Außer der Sowjetunion haben drei andere Staaten Anteil am ukrainischen Volksboden: Polen, Rumänien und Ungarn.

In Polen leben rund 7 Millionen Ukrainer, außer in dem an Polen gekommenen Ostgalizien auch in Wolhynien, Polesien und dem Lubliner Land. Obwohl Polen den Ukrainern Ostgaliziens eine Autonomie zugesagt hatte, ist sie bis heute trotz wiederholter ukrainischer Forderungen nicht eingeführt worden. Nach einem in den ersten Nachkriegsjahren milderen Kurs geht die polnische

Regierung seit Jahren aufs schärfste gegen die Ukrainer vor, die auf diese Behandlung aber bestrebt sind, ihr Organisationswesen weiter auszubauen. Ein besonderer Kampf geht hier auf religiösem Gebiet vor sich.

In Rumänien lebt eine Million Ukrainer, teils im Buchland um Czernowitz, teils im Marmaroschgebiet und in großen Teilen Bessarabiens. Hier lastet besonders auf den Ukrainern Bessarabiens ein äußerst schwerer Druck, der durch Schließung ukrainischer Schulen und das Verbot ukrainischen Schrifttums aus den Ukrainern in einer Generation gute Rumänen machen will.

Zu Ungarn gehören rund 500 000 Ukrainer in der Karpatenukraine, die nach jahrhundertelanger Zugehörigkeit zu Ungarn im März dieses Jahres, gegen den Widerstand der Ukrainer, wieder zu Ungarn zurückgekehrt ist. Die Hoffnung der Ukrainer auf ein, wenn auch kleines, eigenes Staatswesen ist damit wieder zunichte geworden; die ungarische Regierung hat in letzter Zeit nur versprochen, der Karpatenukraine Autonomie zu gewähren.

Dass die Lösung der ukrainischen Frage erfolgen muss und wird, unterliegt keinem Zweifel; ein Vierzigmillionenvolk kann auf die Dauer nicht ohne eigene Staatlichkeit bleiben. In Deutschland aber wird man das Geschick dieses Volkes, das von allen slawischen Völkern sich stets durch besondere Deutschfreundlichkeit auszeichnet hat und dem aus einer

Zusammenarbeit mit Deutschland große wirtschaftliche Aussichten erwachsen können, mit besonderer Anteilnahme verfolgen. □

Buchbesprechung

✦ Himmlisches Geflecht

Perry Schmidt-Leukel, *Das himmlische Geflecht. Buddhismus und Christentum – ein anderer Vergleich*, Gütersloher Verlagshaus: Gütersloh 2022, 415 S. (ISBN 978-3-579-07183-1), geb., 26 Euro.

Perry Schmidt-Leukel, von Haus aus christlicher Theologe und Religionswissenschaftler, hat sich mehrfach als exzellenter Kenner buddhistischer Traditionen erwiesen. Das liegt nun ganz im Sinne der von ihm favorisierten interreligiösen Theologie, die zwar in einer religiösen Tradition zu Hause ist, aber Theologie in Bezug zu mehreren, im Idealfall zu allen religiösen Traditionen entwickelt. Demgemäß ist auch der vorliegende „andere Vergleich“ zwischen Buddhismus und Christentum bei aller erforderlichen religionswissenschaftlichen und zudem im interreligiösen Dialog eingeübten Sachkenntnis durchaus nicht in erster Linie religionswissenschaftlicher, sondern theologischer Natur.

Der Titel ist Programm: „Das himmlische Geflecht“, das göttliche Netz, steht als Metapher für ein „fraktales Muster“, nämlich ein „Muster, bei dem sich gewisse Grundstrukturen in den einzelnen Komponenten der

Struktur wiederholen“ (S. 14). In dem Zusammenhang zeigt sich nun auch die Neuartigkeit des vorgelegten Vergleichs. Buddhismus und Christentum werden nicht als homogene, „sondern als komplexe, in sich vielschichtige und teilweise heterogene“ Größen betrachtet. „Unter Berücksichtigung dieser internen Vielgestaltigkeit beider Religionen werden im Vergleich fraktale Strukturmuster sichtbar. Das heißt, augenfällige Unterschiede *zwischen* beiden Religionen lassen sich auch *innerhalb* einer jeden von ihnen wiedererkennen. Strukturell wird damit eine quasi wechselseitige Durchdringung beider Religionen erkennbar. Ihre Beziehung gleicht dem himmlischen Geflecht.“ (S. 15)

In den zwei grundlegenden Kapiteln zur Methodologie seiner Untersuchung (S. 18-88) reflektiert Schmidt-Leukel zum einen auf die vorliegenden Religionsvergleiche in Religionswissenschaft und Theologie, zum anderen auf die neuen Perspektiven, die sich durch die Entdeckung fraktaler Strukturen für den Religionsvergleich ergeben. Der Kerngedanke einer fraktalen Interpretation religiöser Vielfalt: „Die Vielfalt der Religionen auf der Makro-Ebene (interreligiöse Vielfalt) repliziert sich auf der Meso-Ebene als interne Vielfalt innerhalb der einzelnen Religionen (intrareligiöse Vielfalt) und schließlich auf der Mikro-Ebene gemeinsamer, aber in sich vielfältiger Dispositionen von Geist und Psyche einzelner Menschen (intrasubjektive Vielfalt).“ (S. 59 – Hervorhebungen getilgt)

In sechs Kapiteln führt Schmidt-Leukel die konkreten Vergleiche durch, und zwar in Bezug auf das Verständnis der Welt (S. 89-137), der letzten Wirk-

lichkeit (S. 138-188), des Menschen (S. 189-220), der Heilsbringer (S. 221-255), des Heilsweges (S. 256-287) sowie des Heilsziels (S. 288-349). Dabei ist die Tendenz der Vergleiche im Grunde jeweils die gleiche: Aus (ehemals) vermeintlichen Gegensätzen buddhistischer und christlicher Sichten werden durch differenzierte fraktale Analyse komplementäre Sichten, die zwar durchaus unterschiedliche Akzentuierungen erkennen lassen, aber keine ausschließlichen Widersprüche bilden. Die vermeintlichen Gegensätze benennt Schmidt-Leukel prägnant wie folgt: „Weltflucht oder Weltzuwendung?“, „Impersonales Absolutum oder personaler Gott?“, „Verblendung oder Sünde?“, „Erwachter Lehrer oder inkarnierter Gottessohn?“, „Selbsterlösung oder Fremderlösung?“, „Glückseliges Entwerden oder glückselige Gemeinschaft?“.

Ich kann die Vergleiche hier nicht alle anführen, greife vielmehr nur einen Vergleich als exemplarisch heraus. So scheinen die gängigen Vorstellungen über den Buddha als Erleuchteten, der das Rad der Lehre für die unerleuchteten Menschen in Bewegung setzt, und Christus als Sohn Gottes, der die verlorene Menschheit erlöst, zunächst weit auseinander zu liegen. Allein, die differenziertere Interpretation zeigt unerwartete Annäherungen. So gibt es etwa vor allem im Mahayana-Buddhismus, aber keineswegs nur in ihm, „die Vorstellung, dass es sich bei einem Buddha um die Inkarnation einer höheren Wirklichkeit handelt“ (S. 229). Zudem zeigt eine historische Betrachtung, „dass sich sowohl das Konzept des ‚erwachten‘ oder inspirierten Lehrers als auch das des inkarnierten

Heilsbringers in beiden Religionen findet“ (S. 230). Des Weiteren stehen „Erwachen, Inkarnation und prophetische Verkündigung [...] als Grundkategorien des Bekenntnisses zu religiösen Zentralfiguren untereinander in einem fraktalen Verhältnis. Jede der drei Kategorien beinhaltet Aspekte der beiden anderen.“ (S. 240) Bleibt noch die Frage nach der im Christentum traditionell beanspruchten Einzigkeit der Inkarnation in Christus. Jedoch zeigt sich auch hier bei genauerem Hinsehen „ein fraktales Verhältnis. Das heißt, so wie es im Buddhismus Ansätze zur Betonung einer relativen Einzigkeit des Buddhas gibt, so lassen sich im Christentum auch Ansätze einer Pluralisierung des Inkarnationsgedankens ausmachen.“ (S. 243)

Natürlich konnte ich mit diesen wenigen Andeutungen nur sehr ungenügend ein Licht auf die Art der konkreten Vergleiche Schmidt-Leukel werfen. Und auch Schmidt-Leukel gesteht ein, dass er angesichts der Breite und des Alters der beiden verhandelten Traditionen nur einen vergleichsweise kleinen Ausschnitt behandeln konnte. Gleichwohl, „selbst die wenigen Schlaglichter, auf die ich mich konzentriert habe, dürften ausreichen, um die grundsätzliche These zu erhärten, dass sich *innerhalb* beider Religionen solche Unterschiede finden, die jenen gleichen oder ähneln, die man häufig als die zentralen Unterschiede *zwischen* beiden Traditionen benannt hat und häufig immer noch benennt“ (S. 351 f.). Zwar will Schmidt-Leukel „echte und unvereinbare Widersprüche“ zwischen und innerhalb der Religionen keineswegs ausschließen. Aber der entscheidende Punkt für ihn ist,

dass die vermeintlichen Gegensätze nicht als unvereinbare Widersprüche interpretiert werden *müssen*, vielmehr als vereinbare oder gar als komplementäre verstanden werden *können* (S. 363).

Wie gewohnt, behandelt Schmidt-Leukel die ihm aufgegebenen Probleme mit souveräner Übersicht (vgl. auch das umfangreiche Literaturverzeichnis, S. 367-405), klarer, verständlicher Sprache und griffiger Argumentation. So können nicht nur Fachleute, sondern auch nachdenkliche Interessierte nachvollziehen, welche wichtigen Probleme in den religiösen Traditionen des Buddhismus sowie des Christentums (aber keineswegs nur in ihnen) verhandelt werden, und wie diese Probleme (in vergleichbarer Weise) wahrgenommen und gelöst werden. Dass die von Schmidt-Leukel favorisierte fraktale sowie schließlich komplementäre Interpretation vermeintlicher Gegensätze religiöser Traditionen sein Konzept einer pluralistischen Religionstheologie bestens bestätigt, dürfte keine Überraschung sein. Ebenso wenig, dass seine Interpretation die besondere Wertschätzung religiöser Vielfalt einmal mehr unterstreicht. Als wichtig möchte ich allerdings anmerken, dass eine interreligiöse Theologie nicht bei Vergleichen stehenbleiben sollte, sondern auch zu Bewertungen kommen müsste. Hierbei müssten dann nicht nur die üblichen Rationalitätsstandards, sondern vor allem auch interreligiöse Kriterien angewendet und anhand der konkreten Vergleiche kritisch überprüft werden. □

Pfr. Dr. habil. Wolfgang Pfüller
Naunhofer Straße 17
04299 Leipzig

Informationen

❖ Vor 175 Jahren: Die Deutsche Revolution von 1848

Deutschland feiert dieses Jahr das 175-jährige Jubiläum der Deutschen Revolution von 1848, die auch als „Märzrevolution“ bekannt wurde, weil sie sich zwischen März und Juli jenes Jahres vollzog. Höhepunkt war am 18. Mai 1848 die verfassungsgebende Versammlung in der Frankfurter Paulskirche, die sich selbst als Parlament eines neuen, revolutionären, liberalen „Deutschen Reiches“ verstand. In diesem Parlament versammelten sich die liberaldemokratischen Kräfte des Deutschen Bundes, um die konservativen Restaurationsbestrebungen zu überwinden. Die Revolution scheiterte jedoch an ihren eigenen überzogenen Erwartungen wie auch an der Weigerung von König Friedrich Wilhelm IV., 1849 die ihm angebotene Kaiserwürde anzunehmen. (kb) □

Termine

❖ IARF Weltkongress in Rumänien

Der 36. Weltkongress der „International Association for Religious Freedom“ (IARF) findet vom 4.-6. September 2023 in Klausenburg (Cluj) in Siebenbürgen statt. Das Thema wird sein: „Faith in Reconciliation – Vertrauen in Aussöhnung“. Es geht vor allem um die Frage: Welche Rolle können Gemeinschaften freien Glaubens oder religiöse Gruppen bei Aussöhnung bzw. Versöhnung spielen? Dazu wird es Vorträge und Seminare geben. Ein detaillier-

tes Programm wird in Kürze veröffentlicht. Der *Bund für Freies Christentum* ist seit vielen Jahren Mitglied beim IARF. Die Vorläufer des Bundes, die *Freunde der Christlichen Welt*, waren schon 1910 aktiv am 5. Kongress in Berlin beteiligt. Gastgeber ist diesmal die Unitarische Kirche. Der Kongress, der normalerweise alle vier Jahre veranstaltet wird (wg. Corona diesmal aber erst nach 5 Jahren tagt), wird erstmalig als hybride Veranstaltung organisiert: Man kann also entweder in persona oder virtuell teilnehmen. Wer persönlich teilnimmt, kann im Vorfeld (vom 1.-3. September) an einer Rundtour durch Siebenbürgen (Transsilvanien) teilnehmen (u.a. Hermannstadt, Diemrich, Aitau und Dersch). Weitere Informationen unter: www.iarf.net/congress-2023 □

❖ Jahrestagung des Bundes

Die nächste Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* findet vom 29. September bis 1. Oktober 2023 in der Ev. Akademie Hofgeismar statt. Das Thema wird sein: „Glauben und Denken – passt das zusammen? Liberales Christentum im Gespräch mit Karl Jaspers“. Ausführlichere Informationen folgen im nächsten Heft. □

❖ Regionaltreffen Ost

Das nächste Regionaltreffen Ost wird am 6. Mai 2023 in 39340 Haldensleben, Gärhof 7, von 14.30 bis 17.30 Uhr stattfinden. Referent ist Dr. Martin Jensen, Sohn des ehemaligen Präsidenten des *Bundes*. Er spricht über das Thema „Natürliche und dialektische Theologie. Ein persönlicher Versuch der Aussöhnung im Lichte der Naturwissenschaft“. □

Zum 400. Geburtstag von Blaise Pascal (geb. 19. Juni 1623)

„Es ist das Herz, das Gott fühlt, und nicht der Verstand.“

„Es gibt zwei gefährliche Abwege: die Vernunft schlechthin abzulegen und außer der Vernunft nichts anzuerkennen.“

„Ein Tropfen Liebe ist mehr als ein Ozean an Wille und Verstand.“

„Wenn man nicht zuviel liebt, liebt man zu wenig.“

„Es gibt keine Wahrheit außerhalb der Liebe.“

„Was diesseits der Pyrenäen Wahrheit ist, ist jenseits Irrtum.“

„Jeder Wahrheit sollte man hinzufügen, dass man sich auch der entgegengesetzten Wahrheit entsinne.“

„Ich setze auf Gott. Wenn es ihn nicht gibt, dann werde ich das nicht erfahren. Wenn es ihn gibt, dann bin ich angenehm überrascht, dass er doch da ist.“

„Es gibt nur zwei Arten von Menschen, die man vernünftig nennen kann: die, die Gott von ganzem Herzen dienen, weil sie ihn kennen, und die, die ihn von ganzem Herzen suchen, weil sie ihn nicht kennen.“

„Die Gegenwart ist die einzige Zeit, die uns wirklich gehört.“

„Die größte Niedrigkeit des Menschen ist, den Ruhm zu suchen.“

„Der Mensch, der nur sich selber liebt, hasst nichts so sehr, als mit sich selbst allein zu sein.“

„Wollt ihr, dass man Gutes von euch denkt, so sprecht nicht davon.“

„So bedeutungslos war Jesus Christus (in dem Sinn, was die Welt bedeutungslos nennt), dass die Historiker, die nur die wichtigsten Geschehnisse der Staaten berichten, ihn kaum bemerkt haben.“

„Jesus ist gekommen, um die, die klar sahen, mit Blindheit zu schlagen und die Blinden sehend zu machen, um die Kranken zu heilen und die Gesunden sterben zu lassen, um die Sünder zur Buße zu rufen und um sie freizusprechen und um die Gerechten in ihren Sünden zu lassen, um die Unwürdigen zu sättigen und um die Reichen leer zu lassen.“

Auf der Suche nach neuen Wegen



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Informationen zum Bezug dieser Zeitschrift und zur **Mitgliedschaft** im Bund für Freies Christentum e.V. finden Sie auf der zweiten Umschlagseite (Inhaltsseite). Bestellungen und Anträge zur Mitgliedschaft richten Sie bitte an die Geschäftsstelle. In **Angelegenheiten der Zeitschrift** wende man sich an den Schriftleiter, Anschrift siehe Inhaltsseite.

PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027

Versandstelle Freies Christentum:
Geschäftsstelle des
Bundes für Freies Christentum:
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Steuerliche Abzugsfähigkeit:

Der Mitgliedsbeitrag im Bund für Freies Christentum e.V. sowie Spenden an den Bund sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an den Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,
IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37
BIC: ESSLDE66XXX.